

sonst was den Löffel abgeben können.« Sie schüttelte den Kopf. »Im Bett gestorben. Ernsthaft?«

Der Schleimbart wich vor ihr zurück und verschwand in der Menge, sodass sie den Platz vor dem Tor nun für sich hatten.

Moya wandte sich an Regen. »Also, wie funktioniert das jetzt? Wir benutzen doch den *Du-weißt-schon-was*, oder?«

Der Zwerg versteifte sich, als hätte sie ihn bei etwas Verbotenem ertappt. »Was? Oh, äh ...« Er sah sich ebenfalls um, wie um sicherzugehen, dass sich niemand in der Nähe aufhielt. Er senkte die Stimme. »Ein Schlüssel braucht immer ein Schloss.«

»Und was ist das?«, fragte Moya.

»Na ja, also das ist so eine kleine Öffnung, wie ein Loch, in das der Schlüssel perfekt hineinpasst.«

Auch die anderen musterten jetzt die riesige Oberfläche des Tores. »Hier gibt es Dutzende Öffnungen«, sagte Moya. Sie deutete aufwärts. »Da oben ist zum Beispiel eine Höhle und dort ein Türbogen. Welche ist die richtige?«

»Wir könnten alle ausprobieren«, warf Gifford ein.

Moya schüttelte den Kopf. »Wir haben zu viel Publikum. Vergiss nicht, dass wir den Schlüssel geheim halten müssen.«

»Ja, du hast natürlich recht«, sagte Tressa. »Lass uns lieber ewig hier rumstehen und warten. Übrigens ist *ewig* hier unten nicht nur eine Redensart.«

Moya warf ihr einen Todesblick zu. »Ich hatte gehofft, dass der Tod dich ein bisschen erträglicher machen würde, aber das war wohl zu viel verlangt.«

»Ich bin, wie ich bin.« Tressa fuhr dramatisch mit den Händen über ihren Körper, als würde sie ein neues Kleid präsentieren.

»Das Schloss wird sich nicht so weit oben befinden«, erklärte Regen. »Dann könnte man es nicht erreichen. Die meisten Schlösser befinden sich auf einer praktischeren Höhe. Wie dieses zum Beispiel.« Er deutete auf eine Öffnung nahe der Mitte des rechten Torflügels neben dem Relief eines Bären, der drei Männer verschlang. Daneben war die Sonne als ein Mann mit wild abstehendem Haar dargestellt. Sein Mund war weit aufgerissen, darin befand sich eine Öffnung. »Das da ist Eton, und wir haben seinen Schlüssel.«

Er wandte sich an Tressa. »Schieb ihn mit dem Bart voran hinein – das ist das gezackte Ende – und dreh ihn dann herum.« Er deutete eine Drehung im Handgelenk an.

»Vielleicht solltest lieber du das tun.« Tressa klang plötzlich ängstlich. »Du weißt, wie es funktioniert.«

»Nein«, warf Moya ein. »Malcolm hat den Schlüssel dir gegeben, und du hast uns überhaupt erst in diese Lage gebracht. Also versuch ja nicht, deine Verantwortung auf andere zu übertragen.«

Tressa schaute zu dem klaffenden Mund ein Stück über ihr, dann zurück zu der Menschenmenge. »Wenn ich mich da hochstrecke, wird es jemand sehen.«

Sie starrte Moya an, als hätte diese die Antworten auf alle Fragen des Lebens. Die hatte sie allerdings nicht, und selbst wenn es so gewesen wäre ... waren sie jetzt tot, und das änderte alle Regeln.

Roan flüsterte Gifford etwas ins Ohr. »Ich kümmere mich darum«, verkündete er. »Macht euch bereit.«

»Wofür?«, fragte Moya, doch bevor sie nachhaken konnte, war Gifford bereits auf dem Weg den Hang hinunter.

Sie wandte sich an Roan. »Was macht er denn?«

Roan lächelte. »Sieh selbst.«

Gifford nahm seine Beinstütze ab und warf sie fort. Hoch aufgerichtet schritt er zurück zum Flussufer. »Hallo zusammen!« Er griff in seine Umhängetasche und zog drei Steine heraus. »Ich frage mich, ob mich vielleicht jemand von euch kennt. Ich bin Gifford aus Dahl Rhen. Früher war ich Töpfer.«

»Ich!«, rief eine Frau aus der Menge, als hätte sie einen Preis gewonnen. »In Vernes habe ich eine Schüssel von einem Töpfer namens Gifford aus Rhen gekauft. Eine wirklich gute Schüssel.« Dann runzelte sie verwirrt die Stirn. »Aber mir wurde gesagt, sie wäre von einem Krüppel gemacht worden.«

»Das ist richtig«, antwortete Gifford mit lauter Stimme. »Das war ich. Mein Leben lang konnte ich nicht richtig gehen. Ich hatte ein Sprachproblem. Konnte nicht mal den Namen meiner wunderschönen Frau aussprechen. Sie heißt übrigens Roan – RrrOOOAAN!«, brüllte er. »Als ich noch am Leben war, konnte ich keine Worte mit R aussprechen, wie *Regen*, *rennen* oder *ehrlich*.« Gifford strahlte über das ganze Gesicht. Viele Menschen in der Menge lächelten zurück.

Roan stand neben Moya und Brin, sie hatte die Hände vor den Mund geschlagen. Vor Aufregung wippte sie auf und ab, kurz davor, in Tränen oder lautes Gelächter auszubrechen.

»Ja, ich hatte wirklich kein schönes Leben. Mein Rücken war verdreht wie eine Karotte, die keinen Platz zum Wachsen hatte. Die Leute in meinem Dahl nannten mich Goblin, weil ich so herumtrampelte. Ich war ein armer Tropf, aber schaut euch das an!«

Gifford begann mit den drei Steinen zu jonglieren, die Suri ihm gegeben hatte. Die Zuschauenden drängten sich näher an ihn heran, verfolgten, wie die Steine hoch in die Luft flogen. Moya nahm an, dass sie sich über die Abwechslung freuten. Viele von ihnen warteten sicher schon eine Ewigkeit an diesem Strand. Alle schauten Gifford zu, selbst Tressa.

»He!« Moya rüttelte sie am Arm. »Los! Tu es jetzt! Beeil dich!«

»Ach ja, richtig.« Tressa griff in ihren Ausschnitt und holte das winzige Stück Metall hervor, das an einer Kette um ihren Hals hing.

»Und jetzt – schaut euch das an«, rief Gifford am Strand.

Moya sah nicht, was er tat, doch die Zuschauer schienen beeindruckt zu sein, denn sie stießen bewundernde Laute aus.

Tressa steckte den Schlüssel in Etons Mund und drehte ihn. Ein lautes Klicken ertönte. Als Moya besorgt herumfuhr, waren aller Augen immer noch auf Gifford gerichtet, der die Steine nun hinter seinem Rücken auffing.

Tressa zog den Schlüssel zurück und verbarg ihn wieder unter ihrem Hemd.

Moya drückte vorsichtig gegen beide Torflügel, und sie schwangen nach innen auf. Das Licht wurde heller und zog die Aufmerksamkeit der Menge auf sich. Alle drehten sich um, um zu sehen, was dort vor sich ging.

Immer weiter öffnete sich das Tor, als würde es von Riesen aufgezo-gen. Als der Spalt zwischen den Flügeln endgültig aufbrach, blendete das Licht sie alle.

Schuld und Sühne

Für jeden Fehler gibt es einen Schuldigen, der zur Verantwortung gezogen und bestraft werden muss. Wer anders denkt, der glaubt, dass wir nicht der Mittelpunkt des Universums sind und sich die Welt nicht um uns dreht.

– Das Buch Brin

Ein kalter Wind schnitt durch Persephones Breckon Mor, als sie in der verhüllten Morgensonne stand. Vereinzelt Schneeflocken segelten wehmütig durch die Luft, verspielt und schön anzusehen. Durch die weißen Sprenkel auf der Wiese wirkte der Hügel heller als sonst. Obwohl Persephone nicht weit vom Lager entfernt war, wusste sie, dass sie hier ihre Ruhe hatte. Sie stand auf der windabgewandten Seite der Kreatur. Immer noch fürchteten die meisten die riesige geflügelte Schlange, die auf der Hügelkuppe lag, aber nicht schlief. Das riesige Wesen hatte die Augen geschlossen. Der Drache regte sich nie, egal wie oft Persephone ihn besuchte, und er hatte nur dieses eine Mal mit ihr gesprochen. Doch dieses eine Mal war genug gewesen.

Persephone hielt Abstand. Auch sie hatte Angst vor dem Drachen, besuchte ihn aber dennoch fast jeden Tag. In den frühen Morgenstunden oder spät in der Nacht, wenn niemand sie sah, erklomm sie den Hügel und stellte sich vor das Biest, um ihm von ihren Ängsten und Sorgen sowie von ihren Hoffnungen und Träumen zu erzählen. Sie wusste, dass der Drache sie hören und verstehen konnte. Und sie hoffte, dass *er* sie ebenfalls verstand. Persephone hatte keine Ahnung, wie die Magie funktionierte, doch sie war davon überzeugt, dass Raithe zuhörte, wenn sie zu dem Drachen sprach.

»Sie hätten längst zurück sein müssen«, sagte sie. »Ich mache mir Sorgen. Sie sollten doch bloß den Sumpf erkunden und dann sofort hierher zurückkehren. Es hätte nicht länger als einen oder zwei, maximal drei Tage dauern dürfen.«

Sie rang die Hände. »Ich habe Moya mitgeschickt, damit sie auf die anderen aufpasst. Tekchin war auch dabei. Und dann natürlich Tesh, das hätte Schutz genug sein müssen.

Also warum sind sie noch nicht zurück?« Sie hatte keine Antwort erwartet und bekam auch keine. Der Drache öffnete nicht einmal die Augen. »Warum habe ich sie bloß gehen lassen?«

Persephones Seufzer hinterließ eine weiße Wolke in der frostigen Luft. Sie richtete ihren Blick auf die riesigen Klauen des Drachen. »Weil ich Angst hatte, dass sich der Himmel mit vielen deiner Art verdunkeln würde. Deshalb. Und das fürchte ich immer noch.« Als sie diesmal in den grauen Himmel aufschaute und den sanften Kuss der Schneeflocken auf ihren Wangen spürte, stellte Persephone sich riesige schwarze Schatten vor, ganze Schwärme wie bei einer Heuschreckenplage. »Wir brauchen ein weiteres Wunder, Raithe.«

Persephone fiel auf die Knie, schlang die Arme um sich und senkte den Kopf, als würde sie beten. »Ich glaube genauso wenig an Nyphrons Pläne wie an meine eigenen. Wir haben Elysan nach Norden geschickt, um mit den Riesen zu verhandeln, und die Hälfte der Zweiten Legion marschiert nach Süden, um einen einfacheren Weg über den Fluss zu suchen. Beide Missionen sind nicht gerade Erfolg versprechend. In letzter Zeit scheinen wir nichts anderes zu tun, als unsere Leute in die Wildnis zu schicken, die sie dann verschlingt. Ich habe keine Ideen mehr. Wir haben keine Ideen mehr. Er würde es nie zugeben, würde es weder sich selbst noch mir gegenüber eingestehen, aber ich glaube, Nyphron ist genauso verzweifelt. Er spürt, dass sich das Blatt erneut gewendet hat – und dieses Mal nicht zu unseren Gunsten. Alles fühlt sich so hoffnungslos an, geradezu absurd. Als wir damals erfuhren, dass die Fhrey auf dem Weg waren, um unsere Dahls zu zerstören, war es nicht schwer, unsere Niederlage zu akzeptieren. In Tirre, als wir keine Keenigin und keine Waffen hatten, ergab es noch Sinn zu glauben, dass wir aussterben würden. Selbst in Alon Rhist schien der Sieg so unwahrscheinlich wie ein ferner Traum. Und doch haben wir jedes Mal überlebt. Oft war es sehr knapp – es gab so viele Wunder.«

Persephone dachte an all die Hungersnöte, Krankheiten und Auseinandersetzungen zwischen den Clans, die Rhen zu ihren Lebzeiten überstanden hatte. Nichts war auch nur annähernd mit den harten Zeiten vergleichbar, die sie in den letzten Jahren durchgestanden hatten. Die Menschen waren wie eine schwache Flamme, die der Wind unbedingt auspusten wollte, doch immer kam ihm etwas dazwischen – ein glücklicher Zufall, etwas, das unter normalen Umständen nie möglich gewesen wäre.

»Es ist fast, als ob ...«